

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 44.

Dienstag, 22. Februar.

1916.

(B. Fortsetzung.)

Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

(Nachdruck verboten.)

Weber sah nach der Uhr: „Es ist knapp 10 Uhr, also doch wohl für heute zu spät. Sie zu bitten, Sie meiner lieben Frau zuzuführen zu dürfen, denn wir wohnen draußen in Zehlendorf, aber wenn es Ihnen recht ist, hier nebenan ist ein kleines, feines Café, dort könnten wir ungestört noch ein Weilchen plaudern.“

Und offen und ohne Scheu sprach sie zu dem aufmerksam und teilnahmsvoll Zuhörenden von dem Leben daheim, seit ihr Vater zum zweiten Male geheiratet hatte, von ihren Kämpfen, ihrem schweren Entschluß, ihrer Flucht und schließlich ihrem Aufenthalt hier in Berlin, der ihr bisher noch nicht die Erfüllung dessen gebracht hatte, was sie von ihm erwartete.

Als sie geendet, richtete Weber sich lebhaft auf. „Wissen Sie, daß ich Sie bewundere, Durchl. — gnädiges Fräulein? Ich habe damals schon gewußt, daß Prinzessin Anne-Marie ein fester, abgeschlossener Charakter ist, nicht geneigt, bequeme Kompromisse zu schließen, aber daß Sie mit solchem Mut den Schritt in die Freiheit wagen würden, das hätte ich doch nicht gedacht. Aber nun müssen Sie mir eins versprechen —“ er streckte ihr seine Hand hin — „daß ich Ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehen darf, daß Sie unser Haus als Heimat betrachten wollen, in der Sie immer willkommen sind. Ich habe meiner Frau viel von Ihnen und meinem lieben Karl-Friedrich erzählt, sie wird von Herzen froh sein, wenn's ihr gelingt, Ihre Freundschaft zu gewinnen, und Sie werden sich verstehen, dessen bin ich sicher. Und gleich den morgigen Sonntag müssen Sie uns besuchen und schon zu Tisch unser Gast sein.“

Anne-Marie willigte mit Freuden ein. Es war ihr wirklich so, als habe sie ein Stück Heimat wiedergefunden und als müsse nun alles besser und leichter in ihrem Leben werden. Und was Weber ihr erzählte von dem blonden Geheimratskinderlein, das er als Studentin kennen gelernt und das dann seine Gattin geworden, und von dem jetzt einjährigen Wüßchen, das sie ihm geschenkt, das machte sie begierig, sein Heim kennen zu lernen, ein Heim, von sonniger Liebe durchleuchtet, wie es ihr bisher fremd geblieben. —

„Und wir werden gemeinsam nachdenken, wie Sie Ihr Leben am besten gestalten und befriedigende Tätigkeit finden können“, sprach Weber weiter, während er Anne-Marie vor ihre Pension begleitete. „Ich habe eine ganze Masse Verbindungen und meine Frau weiß über alle Frauenberufe Bescheid, und mein Schwiegervater würde sich auch mit Feuereifer der Sache annehmen, es müßte ja komisch zugehen, wenn wir nichts fänden. Also auf Wiedersehen morgen!“

Und während Prinzessin Anne-Marie in einer ihr ganz neuen freudigen Erregtheit die Treppen zu ihrer Pension emporstieg, war es ihr, als stehe sie jetzt wieder auf der Schwelle zu einem neuen Leben.

Es war ein eigentümliches Gefühl, das Anne-Marie

besahlich, als sie in Heinrich und Ediths kleinem gemütlichem Heim weilte, bei jemand, der wußte, wer sie war, weshalb sie eine fürstliche Heimat aufgegeben hatte, um ein bürgerliches freies Leben dafür einzutauschen.

In der lichtvollen, warmen Häuslichkeit des jungen Paares, in der Kunst, Wissenschaft, Lebensbejahung, Verständnis und Gemütlichkeit als unsichtbare schützende Hausgötter walteten, wurde es in Anne-Marie verdunkelter Seele wieder heller, und ihr oft so verzagtes Herz froher, sie selbst freier, als seit sie von der Heimat Abschied genommen. Wie unlagbar schwer war das stete Versteckspielen, das Aufpassen, sich auf keinem Widerspruch ertappen zu lassen, wenn von Kinderzeit oder Jugenderinnerungen die Rede gewesen. Sie hatte ja selbst oft gefühlt, daß ihre ihr angeborene Zurückhaltung und ihre Schweigsamkeit aufgefallen waren.

Bei Webers war sie sie selbst — durfte sie alles frei herauslagen, durfte von ihren Sorgen und den Erfahrungen, die das Leben als Fräulein Müller ihr gebracht hatten, sprechen. Stundenlang hätte sie an diesem kleinen, gemütlichen und schönen Teetisch im Erdgeschoss der jungen Hausfrau sitzen können. Zum erstenmal, seit der „Prinzen-Erzieher“ Heinrich Weber aus ihrem Vaterhause geschieden war, erfreute sie sich heute an einer lebhaften Unterhaltung über die neue Zeit, ihre Gaben, ihre Forderungen und Ausblicke, Fragen, die auch an Christinens Teetisch keine Beachtung hatten finden können. Denn sie lagen der jungen, in den herkömmlichen Bahnen der Erziehung der Fürstinkinder aufgewachsenen Freundin nicht.

Sie liebte in Christine die zärtliche, treue und anscheinende Freundin, in Edith trat ihr die Frau entgegen, der die ernste Beschäftigung mit den großen Fragen der Kunst, Wissenschaft und Zeitereignisse den Verstand geschärft, das Denken gefördert, den Geist diszipliniert hatten, ohne das Herz an Liebe, Güte und Fürsorge darben zu lassen. Es war, als ginge von dem jungen Paar ein kraftvolles Leben aus, ein starkes Wollen, dem das glückliche Können folgen mußte, und Anne-Marie, die schon oft so verzagt gewesen, fühlte diesen Lebenshauch als neue Stärkung ihres Willens, was sie begonnen mit ihrer Flucht aus Wiesenheims Enge, weiter durchzusehen.

Anne-Marie mußte auch des jungen Elternpaares Schatz bewundern, den blonden Diak, der mit großen, fragenden Augen um sich schaute, und schließlich hatte Heinrich Weber als Hauptache sich die Mitteilung ausgespart, daß er eine Beschäftigung für seine ehemalige Schülerin in Vorschlag habe, die ihren Fähigkeiten und Neigungen nicht nur vollständig zu entsprechen schien, sondern in der er auch eine Aussicht sah, wie sie ihren reichen Geist noch intensiver und verständnisvoller beschäftigen, der Kunst und Wissenschaft dienen könne.

„Die kleinen Malereien, mein gnädiges Fräulein, sind für eine Dame von Ihren Fähigkeiten doch nur Nothelfer — Übersetzungen aus den Ihnen geläufigen

fremden Sprachen würden es fast auch sein. Denn ich verstehe genau, was Sie wollen. Da Sie Ihr äußeres fürstliches Leben als etwas Entbehrliches fortgeworfen haben, wollen Sie ein fürstliches Geistesleben in freier, unbeschränkter Entfaltung Ihrer Kräfte dafür eintauschen und so ein Glück erringen, das ein rein menschliches und persönliches Glück ist, das auch Fürstentronen zu verschenten hat."

"Aber meine Vorbildung, die mich zum Studium nicht reif machte —"

"Man braucht nicht immer an das akademische Studium zu denken, Fräulein Anne-Marie" — er wußte kaum, wie er dazu kam, ihren Vornamen zu gebrauchen. „Auf dem Platz, auf den ich Sie stellen möchte, für den ich eine geeignete Persönlichkeit suchen soll, werden Sie sich bewähren können. Was Ihnen noch fremd oder fern oder in noch ungeordneter Art gegenwärtig ist, werden Sie im Laufe der Arbeit überwinden — ich denke, daß kaum irgendeine andere so für Sie passen würde. Find ich Sie nicht oft, wenn es Ihnen gelungen war, Ihrer Bonne zu entweichen, in der Bibliothek? Die Bücher — es waren nicht besonders wertvolle in der auf Wiesenheim — interessierten Sie, nicht wahr? Daran dachte ich, als der Geheime Kommerzienrat Selterfort, der die bekannten Kunstsammlungen besitzt und eine wundervolle, fast alle Künste und Wissenschaften umfassende Bibliothek dazu, mich kürzlich bat, ihm eine Dame aus guter Familie, von vollendeten Lebensformen und tadelloser Erziehung, klug, tüchtig und strebsam, wenn auch ohne akademische Bildung, zur Neuordnung seiner Bibliothek und Katalogzusammenstellung zu suchen — der Geheime Kommerzienrat hält klugerweise mehr von allgemein praktischer Bildung, ganz gleich, wo oder wodurch sie erworben wurde. Bedingung ist, daß die Dame sich für die Arbeit interessiert, den guten Willen und den Mut hat, sich einzuarbeiten, und daß sie Deutsch, Englisch, Französisch und Italienisch beherrscht, um die in Sachen der Sammlung nötige Korrespondenz — nach Angabe des Geheimrats — zu führen."

"Der Geheimrat, der das schöne Palais am Tiergarten hat?" fragte Anne-Marie etwas beklommen.

"Ganz recht, der am Tiergarten wohnt, leider öffnet er die Säle mit den Kunstschätzen selten einmal der Öffentlichkeit."

"Herr Professor — werde ich das können?" Anne-Marie sah den ehemaligen Lehrer und Freund ihrer Jugend fragend an, und der sagte ernst und bestimmt: "Was Anne-Marie richtig will, das wird sie auch richtig können."

Ein glänzendes Gehaltangebot hatte der Geheime Kommerzienrat gemacht, und Anne-Marie war schon in der Zeit ihrer Berliner Selbständigkeit eine so praktische Rechnerin geworden, daß sie über diese ihre kühnsten Erwartungen überragende Summe staunte.

Als sie an diesem Abend in ihr Zimmer der Pension Wiedinger trat, kam ihr erst recht die unpersonliche trostlose Einrichtung zum Bewußtsein, an die sie sich in der Zeit ihres Aufenthaltes schon ganz gewöhnt zu haben glaubte, und sie schloß mit dem Gedanken ein, der sie ordentlich froh machte: "Wenn ich die Stellung bei Herrn Selterfort bekomme, richte ich mir mit der Zeit ein eigenes Heim ein — so wie das da draußen ist, schlicht und freundlich, über dem die wundervolle Gewisheit und das stolze Bewußtsein stehen: Selbstgeschaffen."

(Fortsetzung folgt.)

Kaisers Geburtstag im Felde.

(Zeml. Mz.)

Von Lothar Rind Fredrich, z. B. Kriegsfreiwilliger.

Nun bin ich wieder im Schützengraben, in meinem Element, wie ich froh nach Hause schrieb. Nur ein schmaler See von zweihundert Metern Breite trennt mich vom Feinde. Dieses Ufer halten wir; drüben lauert der Russe. Das alte Kriegesleben hat wieder Besitz von mir, meiner Person und meinem Denken, ergriffen. Ich bin nicht unfroh darüber, wie gesagt.

Noch vor ein paar Wochen war ich in der Heimat, ein Kommando hatte mich im November dorthin geführt. Ich kam aus der vordersten Front, aus dem Schützengraben. Im Januar kam der Befehl für mich, wieder in die Front abzurücken.

Es war dunkle Nacht und Kälte, als ich in den Graben und bei meinem Maschinengewehr ankam, dem ich als Gewehrführer zugeteilt worden war. Der Boden war rissig und rillig und steinhart. Tausend verschneite Vertiefungen oder leicht überfrorene Gräben suchten einem zu Fall zu bringen, erstarrtes Strauchwerk, Baumstämme und -stümpfe und Balken stürzten zu machen. Daß ich heil in den Graben gelangte, verdanke ich meinen vorsichtigen Führern und meinen guten Augen, deren Schärfe bisher weder Staubelust, noch Pulverdampf etwas anzuhaben vermochten. Ein vorsichtiger Dichtschimmer kam aus der Dunkelheit; eine Tür knarrte. Meine Führer bückten sich, ich gleichfalls, aber unvorsichtig genug richtete ich mich in die Höhe und hatte meine Empfangsbeule am Schädel.

"N. Abend, Kameraden, Euer Mauseloch ist niedrig!" Ein schneller Blick glitt in die Runde; ich besch, was nun für die nächste Zeit meine Heimat sein sollte. Ein Erdloch, aber gebieth, mit Tür und Fenster, Bank und Tisch — alles aus eigener Fabrik — und einen selbstgemauerten Herd, auf dem soeben in kleinem Kessel neben ein paar brodelnden Töpfen etliche lehmfarbene Stiefel und schmutzige Strümpfe sich befanden. Hinten die Lagerstatt, eine Strohhütte, für sieben Mann reichlich eng; aber im Graben schlafen ja nie alle gleichzeitig. Ein zweiter Blick prüfte die kleine Schar, wie gesagt, sechs Mann, von denen im Augenblick aber nur vier anwesend waren, zwei standen Posten am Maschinengewehr, mit denen ich nun alles teilen sollte, Brot und Not, Strapazen und Gefahren und, wenn es sein mußte, den Tod. Ich war zufrieden, alles junge frische Gesichter; ich war zweifellos der Beste. Aber noch war eine wichtige Frage zu erledigen:

"Läufe?" fragte ich.

"Wo werden wir Läufe haben!" Klang es voller Entrüstung zurück.

Ich verstand, lächelte. Am nächsten Abend hielt ich schon die Sanitätsvorschriften in der Hand, die die ständige Entloasung regelten.

An jenem ersten Abend galt es indes noch etwas zu wissen. Ich suchte den Gewehrstand auf und probierte die Anzerte. Sie funktionierte. Mehr war heute nicht zu machen. Ich mußte mich da auf meinen Wuchschützen verlassen. Ich sah in die Kassen, gescheitern, rheinländischen Klagen und warzte, daß ich es durfte.

Die nächsten Tage machten den Dienst, den ich seit langem kannte, aber nur wenig neu. Der Feind schwiege sich aus; wir hatten keinen Grund, ihn zu suchen. Nur morgens und vormittags etwas Artilleriedienst; abends hin und wieder Kleingewehrfeuer. Das Wetter wechselte häufig und lebhaft, mal neblig, feucht, wässrig, daß uns der Lehn des Grabens in die Stiefel rann und alle Kleider verklebte, dann wieder knochentrocken, eiskalt und klar.

So verrannen die Januartage, so kam Kaisers Geburtstag heran. Täglich sprachen wir davon. Einige knüpften besondere Hoffnungen an diesen Ehrenfest des deutschen Volkes und Heeres; andere hatten besondere Wünsche. Die Dritten, Stillen, keins von beiden, sie freuten sich nur.

Die Nacht zuvor war frostig, hell und sternklar; es war sehr kalt. Ein Krieger war über uns, ein wandelndes Licht, das wie ein rötlicher Stern zwischen den anderen silberigen schwamm. War es ein Freund? War es ein feindlicher? Wir wußten es nicht, unsere Gewehre schwiegen.

Dann kam Kaisers Geburtstag selber — ein Morgen war es hell und klar. . . . Was die Nacht versprochen hatte, hielt der Tag. Es war der schönste Tag, den ich in meiner neuen Stellung erlebte. Ein Haor von Beisigen und Stieglitzern



Die Starken lachen selten auf dieser Erde, aber sie zeigen es auch nicht durch Tränen, wenn wir andere ihnen weh getan haben, Wils. Raabe.

glühfcherte in den blätterkahlen Birken über unserer Unter- stand. Der hartgefrorene Schnee glüherte, als wären Willar- den von Diamanten hineingestruut.

Schmud und blank, wie immer, ratterte unser Maschinen- gewehr dem Feinde den Morgengruß zu und zerfetzte die letzten Nebelschwaden, die sich noch über dem See hielten.

Da kam es gezogen, singend und furrend in hohem Bogen durch die blaue Luft, ging über unsere Köpfe fort, zerplatete, schwarzer Qualm, grauer Staub wirbelten auf, rollender Donner kam zu uns zurück — die russische Artillerie! Das war ihr Morgengruß! So nahmen wir an; aber es wurde mehr. Am Tage zuvor hatte sie sich gründlich eingeschossen. Heute wollte sie die Früchte davon pflücken. Sie übte sich fleißig, so fleißig wie noch nie zuvor.

Und wir — wir lächelten: Kaiserjagat! Und dabei blieb es. Möchte der Russe sich nur üben! Aber schlecht schoß er nicht, das mußten wir anerkennen. Unsere Artillerie schwieg sich aus; sie antwortete nicht auf die Herausforderung.

„Haben ihre Rohre zu Kaisersgeburtstag besonders blank gemacht, und der Russe lohnt ihnen nicht, sie wieder dreckig zu machen!“ erklärte einer von uns.

Gegen Mittag verstummte das Artillerief Feuer. Der Nach- mittag schloß uns in unserem Unterstand um den Tisch herum. Die frühe Dämmerung setzte ein. Die Essenholer gingen los. Wie anderen, so weit nicht Postendienst uns in Anspruch nahm, saßen in dem dämmernden Grau und plauderten. Dann, als es dunkel genug geworden war, wurde Licht ge- macht; unsere spärliche Petroleumlampe warf ihr mattes gelbes Licht durch unsere engen vier Wände.

Hallo! — Die Kameraden vom Essenhofen kamen zurück. Mit Heimatspost. Erst wurde gelesen, dann gegessen. Eine Flasche mit Kriegerum war mit hinausgekommen. Das war ein feierlicher Moment, als wir sie entkorkten. Der nicht eben feine, aber entbehrte Duft stieg uns prickelnd in die Nase.

Eine kurze Kaiserrede — nein, ein paar schlichte Sätze nur. Dann setzte unsere Hauskapelle ein: zwei Mund- harmonikas und eine Gitarre; zuerst die Kaiserhymne. Alle sangen mit. Dann „Es braust ein Duf wie Donnerhall“ und „Deutschland, Deutschland über alles“. . . . Unser Unterstand wackelte in allen seinen Fugen. Unsere Musik lockte die Kame- raden von der Infanterie, die mit uns den Graben hielten, an — so glaubten wir wenigstens, nachher erfuhren wir, daß es der Rum gewesen war. Sie hätten „bloß“ Mutli erhalten.

Lang, lange saßen wir beisammen. Scherze wurden er- zählt, Kaiseranekdoten — es war ja Kaisers Geburtstag, den wir feierten. Jeder wußte etwas; jeder mußte erzählen. Die Stunden verstrichen wie im Fluge. Es war spät geworden, reichlich an der Zeit, uns Schlafen zu denken — der morgige Tag wollte auch sein Recht haben.

Die russische Artillerie sprach noch ein paar Mal zu uns. Ein kleiner Feuerüberfall, der nichts auf sich hatte. „Das Löffelchen auf dem heutigen!“ sagte einer.

Als wir hinaustraten, stimmerte und glüherte das ganze Firmament von tausend und aber tausend Sternen, von jenen Sternen, die auch in der Heimat leuchten. Da es in unserem Graben dunkel sein mußte, hatte der Himmel zu Kaisers Geburtstag illuminiert. Wir standen und staunten in die Sternenpracht. . . .

Das war unsere Kaisers Geburtstagsfeier im Schützen- graben, dicht am Feinde. Aber ein launiges Nachspiel hatte sie noch: am nächsten Morgen hatten einige Kopfschmerzen; sie behaupteten, der Ofen habe geraucht. Da er aber bisher noch nie geraucht hatte, so lag die Vermutung nahe, daß der Kriegsrum schuld an ihren Kopfschmerzen war und die Liebeszigarren, die in Ummengen vertilgt worden waren.



Aus der Kriegszeit.

Der Barbar!

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Von Walter Jollin (Wiesbaden).

In Belgien, zur Zeit des Völkerstreits,
Hoch droben auf Namur, der Zitadelle,
In warmer, reiner, lichter Sommerhelle,
Beigt sich ein Schauspiel einst von sell'nam Reiz.
Es harriert dort im goldenen Abendchein,
An Feldgeäu, im Théâtre d'été, deutsche Söhne

Auf Agamemnons Tochter, jene Schöne
Aus Lauris beihem, heil'gen Götterhain.

Das weihevollste Vorbild war vorbei, —

Die Priesterin betrat den stillen Tempel,

Da stürzt zuseht noch Heinrich Gempel,

Der Feldwebel, mit Kennerblick herbei.

Mit dreißig Untergeordneten rückt er an.

Fern her kam er aus Forest, weit entlegen,

Um wieder deutschen Dichtergeist zu pflegen. —

Was einst Gemeine und deutsche Kunst erkannte.

Er meldet leuchtend einem Offizier:

Der Zug sei mit Verspätung eingelaufen! —

Doch jener kommandiert dem Keinen Hausen?

„Links um! Und wieder weiter nach Namur.“

Schon stand nun marschbereit die kleine Schar,

Als Gempel unter Schützen rapportierte,

Daß „Iphigenie“ längst ihn intressierte,

Denn Schiller schreibe eben wunderbar! —

Er habe vor dem Krieg im Volksverein

Des Dichters „Götter“ zweimal gelesen,

Was schöner noch als Göttes „Raust“ gewesen, —

In „Iphigenie“ soll mehr Handlung sein,

Und in der Abendsonne glänzt's verklärt,

Aus der „Barbaren“ wilden Kriegerbilden,

So, daß der Offizier mit leichtem Nicken

Den späten Eintritt gütig nun gewährt.

Und lautlos geht, wie eine Engelschar.

Schwingt sich der Kriegerstolz auf zum letzten Plaze,

Und lauscht nun andachtsvoll dem höchsten Schache

Der deutschen Kunst, die dort zu Gast war.

Merks England dir! Merks Franzmann und Tatar!

Merks Gw'ger dir, der du einst strafft die Schuld'gen:

Ein Volk, das sich so müht, der Kunst zu huld'gen.

Vergleicht mit Unrecht man mit dem Barbar.

Die Zündhölzchen in den Wiener Kaffees. Auch an der Wiener Kaffeehäuser sind die Stürme unserer Zeit nicht spurlos vorbeigegangen. Einmal nach dem anderen mußte es der Wiener Kaffeehausbesucher erleben, wie man ohne jede Rücksichtnahme auf die bisherige Behaglichkeit seines irdischen Daseins in seine ältesten Gewohnheiten eingriff. Nun droht ein neuer Schlag: die „Marklöcher“, die etwa den Rang des norddeutschen Zählmeisters innehaben und die, wenigstens im größten Teil der österreichischen Kaffees, für die den Gästen zur Verfügung stehenden Zündhölzchen auskommen mußten, weigern sich von nun ab, ihre jetzt ohnedies so knappen Einnahmen weiterhin noch durch diese Zugabe zu verringern. Augenblicklich gehen zwischen den Kaffeehausbesitzern und den rebellischen Marklöchern die Verhandlungen vor sich. Aber es scheint, daß ein großer Teil der ersteren ihren Angestellten recht geben und nicht weiter darauf dringen werden, daß die Kellner auch jetzt während der Kriegszeit noch die Zündhölzchen aus ihren Einnahmen bezahlen sollen. Doch schwingen sich die Herren Besitzer nicht zu dem Edelmut empor, das Streichholzgewissen, mit dem allerdings von seiten des Publikums gelegentlich recht viel Mißbrauch getrieben wird, in seiner bisherigen Form aufrechtzuerhalten; sondern man wird es wahrscheinlich so einführen, daß von nun an auf je zwei bis drei Tischen ein Zündstein steht, oder daß seitlich an den Wänden Dauerbrenner, wie man sie aus den Zigarrenläden kennt, angebracht werden. Dann wird der Wiener Kaffeehausbesucher noch mehr zu „raunzen“ haben.

Der französische Buchhandel im Kriege. Die französische Literatur, die im Verlauf des Krieges in geistiger Beziehung arg genug unter der Verwirrung der Köpfe, unter Chauvinismus, Haß und Propaganda gelitten hatte, ist nun auch rein materiell ernstlich bedroht. Die neueste wirtschaftliche Kriegserscheinung in Frankreich äußert sich in dem ununterbrochenen Steigen der Preise im Buchhandel. Schon seit längerer Zeit war man, wie das „Journal des Débats“ an- führt, auf die Verteuerung der Bücher vorbereitet, da druckbares Papier nicht gerade im Überfluß vorhanden ist. Die Verteuerung betrifft nicht so sehr die Ausgabeausgaben, die ja stets in ziemlich beschränkter Menge hergestellt werden, wie das Durchschnittsdruck, für das in Marseille bereits ein Einheitspreis festgesetzt werden soll. Die Franzosen haben sich genugsam über die Einheitspreise in Deutschland lustig gemacht, in deren Erscheinen sie fälschlicherweise eine be- stimmte Not zu erkennen glaubten; aber der Ruhm, Literatur und Wissenschaft antlich mit Beschlag zu legen und mit Höchst-

Preissenkstätten zu müssen, gebührt nicht uns, sondern Frankreich. Während die französischen Verleger glauben, daß die Bücher auch zu höheren Preisen gangbar sein werden, vertreten die weniger optimistischen Buchhändler die Ansicht, daß der Verkauf außerordentlich zurückgehen muß, wenn die Preise noch weiter steigen. Auch die Schriftsteller, besonders die jüngeren, deren Namen noch nicht eine gewisse Verkaufsmenge sichert, werden stark in Mittellosigkeit gezogen. Einer der größten Franzosen, Voltaire, schrieb den Satz: „Welches Vergnügen, sich zu belehren und die Seele zu weiten für geringes Geld!“ Dieses Vergnügen hat aber in Frankreich sehr abgenommen, seit das Bücherlesen solchen Schwierigkeiten begegnet. Im Hinblick auf die gegenwärtige Lage bescheidet die Pariser Presse sich bereits mit der Hoffnung, daß die Grenze der Bücherpreise abwärts bis 3 Franken reichen werde.

Der paradiesische Zivilanzug. Auch die Belgier verfluchen, wie ihre Bundesgenossen, über farbige Soldaten. Sie haben die Kongoneger zum Militärdienst gepreßt, und die Europäerlichkeit dieser Schwarzen gibt ihnen nicht wenig zu schaffen. Die Negers trübten sich besonders gegen die Uniform, da sie den Zustand paradiesischer Nacktheit der schönsten Bekleidung vorziehen. Unlängst, erzählt der „Gaulois“, erging sich ein belgischer Negersoldat, der beurlaubt war, hinter der Front in dem völlig unbekleideten Zustand eines Naturkinds. Ein Offizier, der ihm begegnete, wies ihn zurecht, worauf der schwarze Negersoldat erwiderte: „Ich habe Urlaub; ich gehe in Zivil.“

Das zuckerlose England. Während die englischen Blätter bisher nicht genug Schweregeschichten über Lebensmittelmangel und Nahrungsschmerzen in Deutschland berichten konnten, sind sie nunmehr gezwungen, einzugestehen, daß auch das meerbeherrschende Großbritannien nicht gerade in einem Überfluß von Nahrungsprodukten schwelgt. Die neueste Erscheinung auf diesem Gebiete ist der sehr merkbar in England einsetzende Zuckermangel, der zum großen Teile auf das Fehlen von Ruchdampfzuckern zurückzuführen ist. Die Zuckernot bildet gegenwärtig eines der am lebhaftesten erörterten Probleme. Es hagelt Zuschriften aus der Bevölkerung. Sachverständige geben mehr oder minder unerfreuliche Gutachten ab, und auch die hohe Politik sieht sich zu ihrem Bedauern vor die süße Frage gestellt. Den Einfluß des Zuckermangels auf das Leben in England schildert das Parlamentarismagazin Spencer Leigh Hughes im „Daily Chronicle“ in echt englischer Weise: „Die meisten Leute“, heißt es in dem an erster Stelle gedruckten Artikel, betrachten die Zuckervaren als einen leichtfertigen und orthobehelichen Luxus. Doch dies stimmt durchaus nicht, und schon im 17. Jahrhundert bildete der Zucker eine der Hauptnahrungsquellen auf dem englischen Speisezettel. Nicht alles, was allgemein beliebt ist, muß notwendig ein Luxus sein, und die Sachverständigen zählen den Zucker mit Recht zu den unentbehrlichen Produkten. Nur wenige Leute wissen, welche große Rolle die Fabrikation und der Handel von Süßigkeiten in unserem nationalen Leben spielen. Wenn ein Mann raucht, so kann man das sehen und riechen. Aber die Süßigkeiten ziehen unsichtbare, heimliche Gassen. Viele Menschen stärken ihre Gemütsruhe durch Kaugummi oder ein heimlich in den Mund gestecktes Stück Schokolade, wenn sie dazu verdammt sind, langwierigen Borreden zu lauschen. Wer kann sagen, welche Wirkung den Zuckervaren gerade in diesen nervösen Tagen als Stärkungsmittel und Nervenberuhigungsmittel zukommt? Ich kenne englische Politiker, die ihre besten Reden nur mit Hilfe von Süßigkeiten zu halten vermochten. Eine sehr anschauliche Sache, und doch würden viele Leute finden, daß ein Minister sich zur Kriegszeit nicht mit Pralinen abgeben sollte. Vor allem aber wird der Zuckermangel das Verschwinden der Marmeladen zur Folge haben. Und man darf nicht vergessen, daß die Marmelade besonders in der Geschichte unserer Armee eine bedeutungsvolle Rolle spielt. Die Soldaten in England und in unseren Kolonien haben sich so an die Marmeladen gewöhnt, daß die Unterbindung der Lieferungen ihnen wie eine gottlose Revolution erscheinen wird. Darum ist es wichtig, rechtzeitig dafür Sorge zu tragen, daß Tommy Atkins auch fürberhin seine Marmelade erhält. Wenn unsere Geschäfte Munition brauchen, so verlangen die britischen Soldaten Marmelade. Das ist eine Wahrheit, die man sich vor Augen halten sollte.“

Was die amerikanischen Studenten vom Weltkrieg wissen. Die Interessiertheit der amerikanischen Jugend für die europäischen Verhältnisse war seit jeher bezeichnend für den höchst einseitigen Bildungsstand der jungen Bürger jenseits des Ozeans. Wie kras aber die Unkenntnis der jungen Amerikaner von der Welt ist, die außerhalb ihres Erbteiles liegt, geht aus der geradezu erschauenden Ahnungslosigkeit hervor, die sie selbst dem Weltkrieg gegenüber an den Tag legen. Die amerikanischen Studenten scheinen kaum die Zeitungen zu lesen, mit Ausnahme der Weltkriebsberichte und Sportnachrichten. Wenigstens fühlt man sich veranlaßt, dies zu glauben, wenn man das Ergebnis einer Umfrage vernimmt, die an die Studenten der New Yorker Universität und anderen amerikanischen Hoch- und Mittelschulen gerichtet wurde. Ein Professor der New Yorker Universität, der in der „New York Times“ über diese Umfrage berichtet, vertritt die Meinung, daß diese Gleichgültigkeit der amerikanischen Studenten ihre Ursache in der Unlust habe, ihren Verneiner auch auf Europa erstrecken zu müssen. Die in dem New Yorker Blatt veröffentlichte Liste der Fragen und Antworten enthält auch tatsächlich eine oft gewöhnliche verblüffende Unkenntnis. Auf die Frage: „Wo liegt Saloniki?“ wußten unter 53 Studenten nicht weniger als 42 nicht die richtige Antwort zu geben. Viele gaben an, daß Saloniki in Polen liege. Auf die Frage: „An welchem Meere liegt Montenegro?“ wurden alle Meere Europas und Ostasiens genannt. Der Name des englischen Ministerpräsidenten war selbst den englandfreundlichen amerikanischen Studenten unbekannt. Die meisten verließen Winston Churchill diesen Posten. Auf die Frage nach der Stellung Poincarés erklärte ein New Yorker Student, daß dies ein berühmter französischer Barockkünstler wäre. Aber wenigstens wußte niemand Bescheid. Einige Studenten machten ihn zu einem französischen General, andere zu einem mexikanischen Rebellenführer. Auch über die Persönlichkeit des Ministerpräsidenten Briand zeigten die Befragten sich nicht unterrichtet. Dasselbe war mit French der Fall. Viviani wurde zum italienischen Vizepräsidenten gemacht, und selbst den Namen des Königs von Griechenland wußten nur 23 unter 53 Studenten zu nennen. Über den Namen des türkischen Herrschers waren die Studenten sich auch völlig im unklaren; als König von Italien wurde Viktor Emanuel XXIX. angegeben. Der König von Bulgarien erhielt den Namen Augustus. Der Name Joffres wurde in allen möglichen Verballhornungen geschrieben, wie Joffree, Joffery, Geoffroy und Jeoffrey. Das Gesamtergebnis an der New Yorker Universität ergab, daß kein einziger Student alle genannten Fragen richtig zu beantworten wußte. Nur drei Fragen wurden von 90 Prozent der Studenten gut beantwortet. Die „New York Times“ zeigt sich über diese Unkenntnis der Studenten, die sie eine Unglaublichkeit nennt, höchst entrüstet. „Unsere Studenten“, sagt das Blatt, „haben nur wenige Bücher gelesen und auch diese mit mangelhaftem Verständnis. Sie lernen neben der Geschichte Amerikas nur das Notwendigste von den klassischen Römern und Griechen, wobei sie weder Namen noch Jahreszahlen behalten. Die wirkliche Wissenschaft ist den meisten ein unbekanntes Gebiet.“

Von der Bedeutung der Sinnesübung für das öffentliche Leben wies Alfred Leopold Müller in seinem soeben bei der Grandhofs Verlagshandlung in Stuttgart erschienenen Bändchen: „Das Gedächtnis und seine Pflege“ einen krassen Fall zu erzählen: In der Vorlesung eines Professors der Rechtskunde erhebt sich plötzlich einer der Zuhörer mit dem Bemerkung: „Aber, Herr Professor, was Sie da reden, ist doch kompletter Unsinn! Wie können Sie so etwas behaupten! Jeder vernünftige Mensch sagt sich doch, daß das gebrechelt und gebeißelt und an der Wahrheit vorbeigefahren ist!“ Da erhebt sich ein anderer: „Wollen Sie wohl den Mund halten und diese Aufhebung unterlassen! Inmitten einer Vorlesung haben Sie gar nicht das Recht, sich mit unserem Professor auseinanderzusetzen.“ So entspann sich ein Wortgefecht, das sich in anständigen Formen bewegte. Nach drei Minuten unterbrach der Rechtslehrer jene beiden: „So, nun ist es genug! Sie aber, meine Herren, schreiben mir bitte eine Darstellung des ganzen Vorgangs auf. Sie soll als Grundlage für eine richterliche Beurteilung dienen. Nehmen Sie an, daß Sie den Bericht beschreiben müssen.“ Unter den über 200 Schilderungen waren nicht zwei, die einander glichen. Und nicht eine einzige konnte als wahre Darstellung gelten. Die meisten berichteten von wüsten Beschimpfungen und wollten Worte gehört haben, die nie gefallen waren. Der neunte Teil ihrer Aussagen war falsch. Und das war ein freier Bericht über ein Erlebnis.